

Weh dem, der den letzten Zug verpasst

Die grossen Umwälzungen des Zweiten Weltkriegs verbindet Christian Kiening mit dem Schicksal seiner Familie

MANUEL MÜLLER

Polen, Anfang 1945. Zu lange schon hatte man es gut hier, im «Wartheland». Hier im eroberten Osten hatte man eine neue Chance ergriffen – eher naiv als begeistert. Nun war man Siedler auf annektiertem Land. Doch das erzwungene Glück währt nur kurz – die Ostfront rückt täglich näher. Da nützt die gründlichste Buchführung nichts. Bald schon würden die letzten Züge in den Westen abgehen. Und was danach kommen wird, wagt sich niemand auszumalen.

Panorama aus Fragmenten

Mit «Letzte Züge» nimmt sich Christian Kiening der eigenen, verschlungenen Familiengeschichte an. Es ist sein erster Roman – wobei sich darüber streiten liesse, ob diese Bezeichnung die Sache trifft. Das Debüt ist halb Aufzeichnung, halb Fiktion, eine Sammlung von disparaten Fragmenten – und schlägt doch einen grossen erzählerischen Bogen. Über ein halbes Jahrhundert hinweg zeichnet das Buch das Schicksal dreier Generationen nach. Es stellt den Urgrossvater vor, der es im Kaiserreich zum

Weichenwärtler bringt, es erinnert an die glücklichen Jahre, als die Grossmutter der jüdischen Freundin noch Gedichte vorliest – und bald schreibt die Tochter einen Schulaufsatz über Wolfgang Borcherts «Draussen vor der Tür», den sie mit dem kühnen (bei Camus abgekupfertem) Satz beschliesst: «Wir müssen uns Beckmann als einen glücklichen Menschen vorstellen.»

Die losen Fäden unterschiedlicher Orte, Zeiten, Figuren und Umstände flicht der Autor zu einem Gewebe verstreuter Erinnerungen und weltpolitischer Ereignisse. Aus Dokumenten und spärlichen Überbleibseln der Vergangenheit fügt er ein Mosaik der deutschen Zeitgeschichte, schiebt immer wieder Urkunden, Formulare, Aufzeichnungen dazwischen, so dass vor lauter Einzelheiten das Gesamtbild zeitweilig zerfällt. Die Vorfahren tapen in viele Fallstricke, es bleibt ihnen wenig erspart: Karrieren treten auf der Stelle, mit dem Ariernachweis hapert es, sie treten in die Partei ein, sie kennen Flucht, Lager und Neuanfang.

Doch das Nebeneinander der verschiedensten, sich manchmal ins Lyrische steigernden Fragmente entwickelt seinen eigenen Sog. Nach anfänglichen

Orientierungsschwierigkeiten rückt mit der Lektüre mehr und mehr ein Panorama der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Blick. Kiening spielt dabei gekonnt mit einer mittleren Flughöhe des Erzählens – immer wieder verbindet er kleine Funde, nichtige Zufälligkeiten, individuelles Verhalten mit der grossen Geschichte. Wie er im Gespräch verrät, reizt ihn das weitläufige Gebiet zwischen den historischen Ereignissen und individuellem Verhalten: «Ich wollte nicht einfach von mir nahen Menschen berichten oder die Geschehnisse neu erzählen. Ich wollte fragen: Wie hängt das zusammen, wie interagiert der Einzelne mit den grossen Zusammenhängen?»

Das Kleine bleibt

Doch wozu noch ein Buch über diese Zeit? Warum eine weitere Zeile auf dieses endlose Palimpsest setzen? Die Schriften und Erzählungen über Kaiserzeit, Weimarer Republik, Drittes Reich und das Leben in den Trümmern füllen ganze Bibliotheken. «Ich wollte ein Buch schreiben, das einerseits die Erinnerung praktiziert – und andererseits darüber reflektiert, wie dieses Erinnern funktio-

niert», erklärt Kiening. Das Buch oszilliert zwischen zwei Polen – dem des Chronisten, der sich an Fakten und Aufzeichnungen hält, und dem des Erzählers, der anhand der Familienerinnerungen die Imagination spielen lässt.

Beispielhaft ist die Episode über die Flucht aus dem annektierten Polen. «Über die damaligen Umstände liegt viel historisches Material vor – und der Familie war klar, wie sich das abgespielt haben soll», erzählt Kiening. Doch so nahe sich die zwei Linien kommen, sie berühren sich nie, kommen nicht zu Deckung. Was als Familienmythos erzählt wurde, der vollgestopfte Bahnhof, die überfüllten Züge, die Menschenmenge – es passt nicht zu den vorhandenen Dokumenten: «Zum Zeitpunkt, als meine Grossmutter abgereist sein will, war der Bahnhof fast leer.» Für Kiening beschädigt dies den Mythos nicht: «Es bedeutet, dass die Imagination in der Situation selbst schon anfang – die Beteiligten beginnen da schon ihre Geschichten zu bilden.»

Christian Kiening: *Letzte Züge*. Eine Geschichte. Weissbooks-Verlag, Frankfurt am Main 2018. 208 S., Fr. 29.90. Am Dienstag, 10. April, um 19 Uhr, findet die Buchpremiere in der Buchhandlung «Sphères» in Zürich statt.